

Besuch beim Froschkönig

Von Max Winter, Hollywood

Sie müssen nicht gleich glauben, daß eines Tages im Auftrag des Froschkönigs im Grimmschen Märchen sein treuer Diener, der „eiserne Heinrich“ bei den Hollywood-Berichterstattern erscheint, um ihnen eine Einladung an den Hof Seiner Majestät zu überbringen. Nein, dieser Besuch beim Froschkönig hat nichts mit dem Märchen zu tun. Dieser Froschkönig ist ein wirklicher Froschkönig, und zwar der Begründer der Dynastie, amerikanisch zu reden, der Froschkönig Nr. 1 und er gebietet über ein Heer von 40.000 Fröschen und 10.000 Rekruten, d. h. herangereiften Kaulquappen, die schon in Umlaufung begriffen sind, schon zwei oder alle vier Beine haben und deren Schwänze mehr und mehr verschwindet. Die Züchter machen zwischen ihnen keine besondere Unterscheidung, es ist ihnen auch gleichgültig, ob sie sich kreuzen oder nicht, sie wissen, daß beide das Zeug in sich haben, als wirkliche Ochsenfrösche bis zu einem Pfund Gewicht heranzureifen und die Züchter haben ihnen darum auch so eine Art Kosenamen gegeben: **Zumbo**.

So ein hochkultivierter und ingenieurer Mann auch der Gründer dieses Froschreichs mit seinen 30 Sümpfen und 20 „Pflanzen“, eingepflanzten kleinen Sümpfen zum Heranzreifen der verschiedenen Entwicklungsstufen der Frösche ist, Herr H. J. Kimmeler sind die „Kannibalen“ am liebsten. Ja, die Kannibalen — unter den Fröschen natürlich und ihnen wendet er und der „Chino Jagdklub“ besondere Sorgfalt zu und ihnen opfert er hundertaufende, ja vielleicht Millionen seiner künstigen Untertanen. Die „Zumbos“ sind richtiggehende **Kannibalen**. Der Name Zumbo erinnert an Negergeschichten und neben einem weißen Arbeiter und dem Sohn des Froschkönigs ist es auch ein Neger, der die Zumbos mit besonderer Liebe umfängt, ihnen auf die schwimmenden Servierstühle, Drahtgestelle in Holzrahmen, die schönsten Krebse zum Frühstück legt, aber auch die fettesten Kaulquappen, deren er habhaft werden kann.

Nirgends so, wie im Froschsumpf und seiner Umwelt — vielleicht noch in der Wallstreet in New York — kann man es beobachten, daß einer den andern auffrisht. Immer fällt der Schwächere dem Stärkeren als Beute in den Klauen — buchstäblich in den Klauen. Da ist die Insuperiorität des Wassertropfens, die Welt der mikroskopisch kleinen Krustentiere. Sie ernähren die eben geschlüpften Froschliden, die millimetergroßen Kaulquappen, die am dritten Tage, nachdem Mama Frosch sich der Last unter ihrem Herzen entledigt hat, aus der Eihülle schlüpfen und sofort in die weite Welt hinausrudern, Nahrung suchend und ununterbrochen findend. Das ist auch notwendig. Sie müssen rasch wachsen und wachsen auch rasch und der Züchter tut alles, um ihnen dabei zu helfen. Zu den Algen, dem Plankton, dem Schleim und den Maden der Wassermücken und all dem andern, das durch ihre engen Schläuche gehen mag, bereitet ihnen der Froschfarmer noch ein Gemisch aus Kleemehl, Seetreibmehl, Gerste oder

Kafer und gekochten Fischen. Auch altes Brot oder Brotkrumen, Hundefutter an Stelle der gekochten Fische, rohes Fleisch oder Knochen aus dem Schlachthaus geben zusammen die gemischte Nahrung, die den Kaulquappen am besten zusagt. Die Gefahr, sie zu überfüttern, ist immer gegeben, weil das Wasser verunreinigt werden kann, aber die Krebse, die in allen Sümpfen gezüchtet werden, sind große Reinmacher. Sie fressen alles, was auf den Grund sinkt. Dagegen kommen die Kaulquappen nach einigen Tagen an die Oberfläche, wenn der Züchter ihnen die Mehlmischung, leicht mit Wasser oder Milch befeuchtet, auf die Wasserfläche streut. Die Kaulquappen wachsen sehr verschieden. Nur einige wenige sind vom Frühjahr bis zum September schon reif für die Umformung, die große Mehrheit verwandelt sich erst im nächsten Frühjahr, und viele brauchen zwei bis drei Jahre, bis sie so weit sind. Der Froschzüchter braucht also fürs erste Geduld und — Futter. Dann kann er König werden, nicht nur über die 40.000 kleinen und großen Frösche und die 10.000 diebstahlfreudigen Kaulquappenrekruten, auch über die Millionen heranwachsenden Rekruten, deren Zahl vom März bis zum September jeder Tag vergrößert. Täglich sieht der Züchter neuen Schleim mit den tausend schwarzen Pünktchen — den Leich in Schilf und zwischen den andern vielen Wasserpflanzen, die er vom Mississippi, dem Paradies der Ochsenfrösche, nach Kalifornien verpflanzte, umherzuwimmeln und drei Tage später gibt es jungen Nachwuchs zu haben, immer wieder neuen, ist aber nötig, denn die Hauptnahrung eines Frosches, der ein rechter Zumbo werden will, besteht aus den jüngeren Krigenossen, die eben in Umbildung begriffen sind, mag sein, aus seinen eigenen Kindern. Ob die Natur die Kaulquappen in der Absicht hilflos gemacht hat, auf daß sie leichter als Futter dienen können oder

ob die Frösche aus dieser Lausache nur Vorteil ziehen, die Zumbos sind Kannibalen und dem Züchter darum am teuersten, weil ein Zumbo in einem Jahr zu einem „Dollarfrosch“ heranreift, während die andern selbst bis zu vier Jahren brauchen, ehe sie schlachtreif werden. Schlachtreif. Ja, das ist der Bred der ganzen Züchtereier. Der Frosch ist ein Lederbissen für Feinschmecker. Ein teurer dazu. Die besten Märkte in Amerika sind Cleveland, Chicago, Cincinnati, Pittsburgh und Los Angeles. Nur dieses bezieht vorläufig gezüchtete Frösche. Die andern Plätze werden mit wildgefangenen Fröschen versorgt. Das Fischereiamt des Staates Louisiana erzählt darüber in einem ausführlichen Bericht, daß das eine Beschäftigung der Neger ist. Sie gehen nachts auf die Jagd. Der „Snappig“, ein Stod mit einem automatischen Schnapper am Ende, der zuklappt, wenn der Frosch gegen den Stod springt, ist ihr Hauptwerkzeug, der Speer, das Netz sind andere. Sportfischer angeln mit künstlicher Fliege. Mehr wie 100 kann ein Mann in drei bis vier Stunden nicht fangen. Ueber das ganze Land ist ein Netz von Agenten, die die Ware zusammenkaufen und verschicken. In der Regel wird der Frosch gleich getötet und abgehäutet. Die Eingeweide und der Kopf werden entfernt, Füße und Hände abgehakt, das rohe Fleisch an einer springenden Quelle gewaschen und dann erzt kommt der Frosch zu den andern in den Fangkorb. Aber sein Herz schlägt noch immer fort. Man sieht es deutlich zucken!

Diese wilde Fangerei genügt längst nicht mehr, darum dieser und andere Versuche, Frösche in Farmen zu züchten. Ein Zumbo hat ein Gewicht von einem Pfund (45 Dekagramm). Will man solches Gewicht erreichen, so muß man füttern. Der Fisch für die Frösche ist in der Natur reich gedeckt. Sie fressen alles Lebendige, das ihnen vor die Nase kommt. Ein Sprung, ein Schnapper, ein Schlud und unten ist die Fliege, der Regenwurm, die Mauerassel, die Wade, der Mosquitofisch, der lebende Junge gebärt und in Schwärmen von Hunderttausenden die Sümpfe belebt, die jungen und auch die älteren Kaulquappen. Das alles muß gezüchtet werden. Dabei gibt es tausend feine Beobachtungen und Gesetzmäßigkeiten dazu, z. B. das Liebesleben der Regenwürmer. Der männliche Wurm ist mit dem weiblichen so verknüpft, daß man glaubt, das Tier habe in der Leibmitte Anschwellungen, von irgendeiner Krankheit herrührend, bis sich dann plötzlich aus der Anschwellung ein Wurmeende löst und gleich darauf das zweite. Dann kriecht jedes seiner Wege. In den vier Pflanzenreden der zwanzig Zuchtstufen sind Drahtkörbe mit tausenden Fliegenmaden im Abfall, der die Körbe füllt. Das sind die Spielplätze der eben umgewandelten jungen Frösche. Hier bilden sie sich zu Schnappern heran. Aber sie werden auch zum Brudermord erzogen. Neben Fischen und Krebse werden ihnen auf die schwimmenden Drahtgestellstühle auch jüngere Brüder und Schwestern geworfen, die niedlichen Kaulquappen und man kann gar nicht so schnell schauen, wie sie diese schlüpfriegen Kerlchen verschwinden

Die Wege

Wenn unsre Schritte Mäler hinterließen auf allen Straßen, die wir täglich gehen — wach Bild des Lebens wäre da zu sehen, wach wunderbares Zueinanderliegen!

Wir würden staunen vor den Spuren stehen, die zeigten, wie sich alle Wege finden und Freund und Fremden an uns selber binden, und würden dieses Lebens Einheit sehen.

Wie sich da Weg von Freund und Feind vereint in diesem bunten, krausen Zeichenspiel und alles innig und verwoben scheint!

Und dennoch bleiben es der Wege viele; der gleiche Weg macht nicht zum Freund den Feind; eint uns der Weg, so trennen uns die Ziele.

Max Barth

lassen. Darf man sich da wundern, wenn die mehr gefräßigen sich auch einen oder den andern Bruder, der um ein paar Tage zurück ist, als fetten Wissen auszuheben? Plötzlich sieht man in der Kanne der zwei Monate alten Frösche einen, der doppelt so groß ist als alle andern. Das ist

ein Kannibale. Ihn so rasch als möglich abzusondern, auf daß er nicht die schon in Umformung begriffenen, sondern nur die ihm vom Züchter vorgegebenen jüngeren Kaulquappen fresse, ist eines der Probleme und das nötige Futter für sie zu züchten, das andere.

mir meine Fischen! Ich kann Sie nicht mehr länger behalten!"

Ich bin also auf dem Pflaster; morgens stehe ich ratlos bei einem Plakat „Arbeitsorganisation und Rationalisierung der Erzeugung“, während die Kinoplakate verkünden: „Die Rilchstraße“, „Mädchenjahre einer Königin“, „30 Tage Prinzessin“, „Königin der Liebe“. Die Gedanken jagen im Kreise, ich sehe keinen Ausweg. Zermürbt schleiche ich durch die Gassen und schaue auf die Auslagen: Pelze um fünf- und sechzigtausend, Spitzenhücher um achtzigtausend, Brillant-Armbänder um neunzigtausend — und hinter meinem Rücken zischt eine Stimme von der Straße: „Komm' Lieblich, nimm mich mit. Wir könnten uns unterhalten?"

Einen einzigen Ausgangspunkt aus der kritischen Lage sehe ich: Du mußt dich um dein Stellengeschick kümmern. Als ich gerade die Türe der Amtskanzlei öffne, höre ich, wie der Herr Oberst den Stenotypisten herunterruft: „Was, Sie wollen diesen Akt noch heute erledigen? Unfinn, in einem Monat ist auch noch Zeit!“ (Ich habe einen Bart, graue Haare und schaue aus wie Methusalem. Der Herr „Ober“ ist 62 Jahre alt, aber glatt rasiert, hat schwarze Haare und sogar die Augenbrauen schwarz gefärbt. Ich könnte sein älterer Bruder sein — ein äußerst günstiger Umstand).

Er lieh sich die Geschäftsnummer geben und trommelt mit den Fingern auf den Tisch: „Ach ja, Herr Pawlik! Ich erinnere mich schon . . . Aber, aber, was sehe ich denn da? Ihr Besuch wurde ad acta gelegt! Sie Unglücksrabe haben ja mit den Behörden schon Scherereien gehabt! Da haben Sie es einmal wegen Landreicherei, ein zweitesmal wegen unerlaubter Kolportage, Singen auf der Straße und wegen Teilnahme an einer Arbeitslosendemonstration! Ach, ich sag's ja immer — ich muß Ihnen sagen, daß aus Ihrem Besuch nichts herauskommt! Ach, ich sag's ja immer — ihr jungen Leute seid unüberlegt zum Gotterbarmen! Dadurch haben Sie sich um Ihre Existenz gebracht. Sehen Sie, junger Mann, wie Sie unbesonnen sind!"

Geduld bringt Rosen

Von Jaroslav Veselý

(Aus dem Tagebuch eines Arbeitslosen)

Autorisierte deutsche Uebersetzung von H. Geier.

„Herein“, rief Herr Oberst Nowak, ein stattlicher Sedhiger, als ich an die Tür der Amtskanzlei klopfte. „Bohntausend, Sie kommen schon wieder Ihr Stellengeschick urgieren? Da haben wir es ja: Alfred Pawlik, 28 Jahre, Maturant. Erzählen Sie mir bloß nicht, daß wir Sie nur deshalb zurücksetzen, weil Sie ein junger Bewerber sind. Die Welt von heute, junger Mann, erfordert Verlässlichkeit, Umsicht und Erfahrung. Man braucht sich deshalb nicht zu wundern, daß 70 Prozent aller Arbeitslosen junge Leute sind. Sie haben Gymnasium; ja, es ist lobenswert, daß Sie das alte römische Recht kennen und die Verwaltungsreformen Maria Theresias. Obgleich Sie jung sind, werde ich mich für Sie einsetzen, vielleicht können Sie nach Karpatoruhland. Trotzdem aber wäre es gut, wenn Sie sich einen einflussreichen Fürsprecher zulegen würden. Aber wie ich schon gesagt habe, wappnen Sie sich mit Geduld, Sie müssen halt noch warten.“

Mit diesem Trost ging ich wieder weg und faßte den Entschluß, um jeden Preis, komme was wolle, auszuhalten. Da ich mittellos bin, erlasse ich jede Gelegenheit; ich tue, was ich kann und verspreche meiner Kostfrau hoch und heilig: „Frau Janka, warten Sie doch noch, nächste Woche zahle ich bestimmt.“

Und ich verjuche mein Glück von neuem auf einem Neubau, aber auf dem Gerüst hängt eine große Tafel: „Arbeiter werden keine aufgenommen! Nichtbeschäftigten Zutritt verboten!“ „Ein Handlanger nimmt mich zur Seite und flüstert: „Wenn du einen Hundertler für den Polier hättest, kümmerst du sofort arbeiten!“ Daselbe Lied wie gestern: „So ein solides Geschäft, wie Sie haben, ist heute ein Kapital wert. Ich brauche nicht Ihre Hände, Ihr Gesicht gefällt mir. Sie können doch tanzen? Nun, dann ziehen Sie sich einen Smoking an und sind abends schon Eintänzer in einem feinen Lokal! Sie brauchen nichts sagen als: „Ach küß die Hand, gnädige Frau!“ Aber Smoking war keiner da und aus der Sache wurde nichts.

Täglich gehe ich auf die „Arbeitsbörse“, wo ich der erste sein will. Einmal fahre ich „schwarz“ auf der Elektrischen; der Wagen beförderte mich früher als die Füße, die der Wagen wieder einmal nicht mit Strom versorgt hatte. Als keine Hoffnung mehr war, jemaß in die Arbeitslosenkolonie zu kommen, saßen vier von uns den Entschluß, auf der Straße zu singen: Peter und Erich spielten Harmonika, ich sang Tenor und Rudolf Baß. Wir konzertierten auf Höfen und an Straßenecken — aber überall gingen uns die Polizisten nach, die eine Uebertragung der Straßenordnung nicht dulden wollten. Vor Weihnachten war ich mit meiner ganzen Habe im Verkauf. Ich verkaufte Zeitungen in den Kaffeehäusern, zwei Tage geh ich als Schneehäufel und verzierte die Kostfrau: „Frau Janka, entschuldigen Sie, aber nächste Woche zahle ich bestimmt.“

Abends besuche ich eine Vortragsreihe (der Saal ist geheizt): „Wie gelangen wir aus der Krise? Die wahre Ursache der Arbeitslosigkeit!“

Einer der Redner hieb auf den Tisch: „Die Frage alle: Fragen ist die Jugendfrage. Fragen wir das Lösungswort: Pensionieren! Ihr Alten und Kranken, macht den Jungen und Gesunden Platz! (Mein Nachbar erzählt, daß er ein Restgut, einige honorierte Stellen und Funktionen innehat und außerdem irgendwo Verwaltungsrat sei.) Nach dem Vortrag nehme ich mir den Mut und gehe zu ihm hin: „Ach, habe um eine Stelle angefragt. Es würde für mich eine hohe Ehre sein, wenn Sie sich Mühe verwenden wollten. . . .“ „Wie heißen Sie?“ fragte er. „Sind Sie politisch tätig? Na — und sind Sie organisiert? Nicht? Dann kann ich für Sie leider nichts tun.“ Ich füge noch hinzu, daß ich nicht einmal ein Hemd zum Anziehen habe und er tadelt mich: „Sie jammern wie ein Weibsbild und sind erst 28 Jahre alt? Wissen Sie nicht, daß im Jänner ein Westschwimmen über die Moldau stattfindet? Abhärten, junger Mann, abhärten!“

In der Nacht träumte mir, daß ich in einer Küche arbeite — ich lege in einem großen Ged an, auf dem Gänse, Kalbs- und Schweinebraten schmorten. Und ich, ihr lieben Leute, ich stopfe nur so in mich hinein und esse nach Verzehrlust. Am anderen Morgen bricht ein Donnergewitter über mich herein; meine Kostfrau macht sich über mich her: „Jetzt hab' ich's aber satt! Eine Ewigkeit bezahlen Sie nicht und dann schreien Sie noch in der Nacht und zerreißen

Königsthron preiswert abzugeben

Der Tapezierer und die Weltpolitik

Paris.

Diesem alltäglichen Haus in der Nähe von Etoile sieht man es nicht an, daß es eine höchst enge Verbindung mit den Großen dieser Erde besitzt — den Königen und Kaisern oder, ganz genau genommen, deren allerhöchster Kudsche. Denn der bescheiden als Tapezierermeister firmierende wohlbeleibte Herr, der hier seinem Handwerk nachgeht, ist der Thronlieferant der europäischen Majestäten.

Vor fast vierzig Jahren, so berichtet der Meister, kam er durch einen Zufall zu seinem erhabenen Gewerbe. Er hatte, als junger Handwerker, den Auftrag erhalten, für eines der Pariser Anspalast Stühle zu polstern; diese Arbeit gestei dem englischen Vorkaufler, der auf diesen Stühlen als Gast saß, so sehr, daß er dem Londoner Hof den Tapezierer als Thronlieferant für die bevorstehende Krönung Edwards VII. im Jahre 1902 vorschlug. So erhielt er aus London den Auftrag für fünf „wahrheitliche Stühle“, auf deren größten der englische König getront wurde. 1910 schien diese Sitzgelegenheit noch ganz gute Dienste zu leisten, denn der Pariser Meister sah zu seiner Freude ein Photo von der Krönung Georg V. auf „seinem“ Thron. Und erst im vergangenen Jahr, kurz vor dem Tode König Georgs, entdeckte der Meister wieder ein Bild von der Kr-

biläumsfeier des britischen Königspaares in der St. Pauls-Kathedrale mit zwei der einst gelieferten Thronesseln.

Kein Wunder, daß der Thronfabrikant seinen Werken eine gewisse Wichtigkeit in der großen Politik beimißt. Ein König muß einen anständigen Thron haben, sonst ist er kein richtiger König oder bleibt es nicht lange. „Vohes, manche dieser Herren wollen am unrechten Platz sparen“ — der Meister nennt ein paar Monarchennamen, die inzwischen aus dem Buch der Geschichte verschwunden sind. „Und was ist aus ihnen geworden? Sie haben billige Thronesseln bei irgend einem Pfscher machen lassen. Das kann natürlich nicht gut ausgehen. . . .“ Die Könige aber, die er selbst geliefert hat, sind es geblieben — und wenn nicht, so war es ihre Schuld und nicht die der königlichen Sitzgelegenheiten. Freilich ein Massenartikel, am laufenden Band herzustellen, sind Thronesseln nicht, erstens wegen ihrer immer größer werdenden Seltenheit, zweitens wegen ihrer köstlichen Ausstattung. Der Meister holt die teuersten Künstler zur Mitarbeit heran, die Sitzkerze der englischen Throne wurden in Lyon in einem aus der besten Seidenart hergestellten Spezialstoff angefertigt — einem Samt, der die Jahrhunderte zu überdauern vermag. Deshalb sieht der Meister auch dem kommenden

Kronungsfest Edwards VIII. mit besonderem Stolz entgegen — kein Zweifel, daß es „sein“ Thron sein wird, den der junge König bestiegen wird. Im Keller steht noch das Modell aus dem Jahre 1902. Wenn man sich durch ein Labryrinth verstaubter Prunkstüffel, Chaiselonguen und ähnlicher Möbel hindurchgewunden hat, sieht man vor dem Modell des englischen Thrones. Sehr feindlich sieht er nicht mehr aus, die Motten haben ihr Werk getan, aber die Goldstickerei „Sonny soit qui mal y pense“ ist noch einigermaßen lesbar. „Ist dieser Thron zu verkaufen?“ fragt der Besucher neugierig. Der Meister überlegt und nickt. Warum nicht? Er würde sogar, versichert er, das gute Stück zu einem billigen Preis ablassen. Schließlich ist es ja nicht das Original, und wo steht geschrieben, daß nur Könige auf Throne sitzen dürfen?

Freilich, das Throngeschäft ist seit mehreren Jahren arg ins Stocken geraten, aber der Meister gibt die Hoffnung nicht auf, obwohl es ziemlich düster scheint mit der Aussicht auf neue Bestellungen. Man könnte ja einmal nach Wien ein Angebot unterbreiten . . . oder nach Lissabon . . . Aber insgesamt ist die Weltkonjunktur in Königsthronen in eine arge Phase geraten, und nicht nur die Throne im Keller des Meisters sind preiswert abzugeben. Zum Glück hat das Tapeziererhandwerk noch goldenen Boden. Immerhin, sollte sich eine neue Hausse ergeben — hier ist man darauf vorbereitet, und es ist verständlich, daß der Meister mit besonderem Interesse alle diesbezüglichen Meldungen der Wälder verschlingt. Seine größte Befürchtung ist nur die, daß man dann, wenn es wieder irgendwo in Europa „so weit“ sein wird, wieder die alten verstaubten Thronstühle aus dem Schlosskeller holt, statt neue zu bestellen, samt den verstaubten Begriffen, die nun einmal dazugehören, wie Samt, Purpur und goldener Wappenspruch. (Ca.)

Sommerfahrt

Von Richard Rax

Nicht allein das Verlangen, der greulichen Luft der Großstadt und ihrer Hitze zu entfliehen, grüne Bäume und Büsche zu sehen statt verstaubte Wälder, und das neue Bild einer fremden Landschaft mit vollen Sinnen aufzunehmen, statt mit halben das gewohnte der Hügel hinter Rauchfängen und ruhiger Dämmerung, treibt den Städter im Sommer aus dem Gefäße träger Gewohnheit. Teil an diesen alljährlich wiederholten Fluchtversuchen hat sicherlich die alte Luft der fahrenden Ritter und wandernden Gesellen, Abenteuer zu erleben an Stelle der Stationen der geregelten Bahn.

Freilich wird, wer etwa dreißig oder vierzig bewußte Sommerfahrten hinter sich hat, zur Erkenntnis gekommen sein, daß diese Lust nicht aus ihre Kosten kommt. Nie bist du im Eisenbahnzug der See oder Bringen gegenüber gewesen, die deinen kühnen Wünschen Gewährleistung lächeln. Eher als den mächtigen Rubezahl hast du im einsamen Hochwald den Schwammesucher begegnet, den du von seiner traurigen Tätigkeit als lustiger Straßenmusikant in der inneren Stadt kennst. Die eigene reiche Erfahrung wird dann auch durch das Wissen unterstützt, das a us den Werken der Dichter spricht, jener wahren und aufrichtigen und darum überaus seltenen Menschen. Auch sie erleben in den fernsten Märchenländern heutzutage nicht mehr, als ihre frisch erregte Phantasie der suchenden Seele einschleieren hilft.

Wo soll man Aladins Wunderlampe finden, die im Tal der Autos und Flugzeuge, die

Ewiger Tag

Über den Wellen funkeln die Sonnen —
Falter vertagen im zitternden Licht,
Und der Himmel, zu Purpur geronnen,
Wie fieberndes Hoffen zur Erde bricht . . .

Ich liege am Ufer — berauscht und verloren
Ein zitternder Grassalm wiegt sich und
schwast,

Aus meiner schlafenden Sehnsucht geboren —
Ein Herzschlag der Liebe, die in mir lebt . . .

Gebankuschnell verblühen Lilien,
Die Wellen singen verträumt und verweht,
Lichttrunkene Vögel vorüberstürzen
Und weich verschlagen der Südwind geht . . .

Die Stunden verbunken — schon blaffen
die Sterne,

Ich liege und träume — verbunden —
allein —

So möchte ich sink in der ewigen Ferne
Im Lichte des Lebens begraben sein —!
Pierre.

von Bagdad nach Damaskus donnern. Jener Mitreisende, der seine Nase auch während der Fahrt über den Semmering nicht aus dem Buche hob, sucht sie in dem Detektivroman wohl auch angesichts des blauen Meeres weiter, weil du veräumt hast, ihm rechtzeitig zu sagen, daß Geld für seine Reise sei nutzlos vertan. Du dagegen erlebst, nachdem Bahn, Autobus und die Verdrießlichkeiten mit dem Gepäc und wegen der Unterkunft hinter dir liegen, schon nachmittags dein erstes Abenteuer. Sein guter Geist ist die wirklüche Kuh, die dich aus tiefstem, durch die reinste Luft vermittelten Schläse mit rauher Zunge weckt. Das liebe Tier springt mit himmelhender Glode steif davon und ist sichtlich mehr erschrocken als du, da du dich als ungenießbar erweist, aufhäst und dir die Augen reißt, um vollends wach zu werden und dich zurechtzufinden, was aber schwer gelingt. Denn du ruhst unter der tausendjährigen Linde, die an allen Waldrändern steht, fern der Stadt. Je ferner die Stadt, desto älter die Linde, auch wenn sie nicht mehr Jahre zählt als du. Dem Blick schweift beindruckt über bewaldete Hügel und wogende Felder und trifft den Rahmen hoher Berge und all dies Unberührt steht dir nahe wie ein guter Freund. Lust und Weite fühlst du und denkst „kein staubiges Büro, keine ständige Werkstätte, wie wunderbar“ und träumst selig weiter.

So und ähnlich sind die Tage vergangen und die Wochen, bis der Herbst sich meldete in der Natur und die Pflicht rief in der Stadt. Dort scheinen Büro und Werkstätte heller und freundlicher. Das liegt nicht an ihnen, die unberändert blieben. Es liegt an den Augen, die Sonne getrunken haben und Weite. Es liegt an der frisch gelüfteten Seele, der eine Zeilang viel Althertrautes in der Stadt unbegreiflich und fremd dünkt und die ungeliebten Schreibtische näher stehen als die kurzfristig daran Eigenben.

Das gibt sich bald. Leider oder Gott sei Dank? Jedenfalls ist der Herbst da und der Winter wird kommen, Düsternis und Kälte. Dann ist die Erinnerung an die letzte Sommerfahrt ein wärmender Mantel und ein leichter Schein der Ausblick auf die nächste.

Jeder Parteilgenosse liest das Parteiblatt

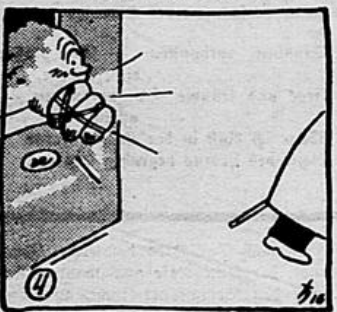
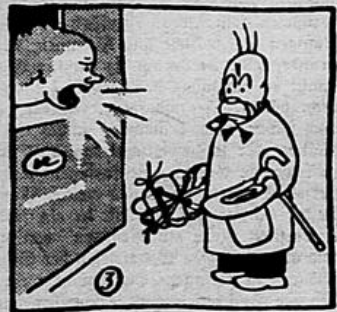
Blick ins Erzgebirge

Von Karel Capek

Es ist, möchte ich sagen, das sanfteste und ferner Erzgebirge, weise und nüchtern anzusehen unter allen anderen. Nichts vom tiefen, zottigen Böhmerwald, nichts vom Nielsengebirge, aufgetürmt aus naaktm Gestein; hier gibt es nur einen langgezogenen gewellten Kamm, einen gedungenen Rücken, der sich mit seinen mächtigen Gliedern der Vorgebirge und den verwachsenen Kieferhöhlen der Täler nicht allzu breitmacht in der Ebene. Rechtschaffen, mit gemächlichem und zahnem Anlauf wölbt es sich über dem Tale der Eger und trachtet dann, sozusagen, sein Ribeau einzuhalten; seine überflüssigen Durchbrüche und Klammern, keine Abgründe, keine Steile, nur so mächtig auf und ab, damit es sich längs des weichen Sammelweges recht hübsch gehe und fahre. Weder Wälder, noch Blöde, noch Trümmer, nichts pathetisch Radtes oder Ursprüngliches ragt da hervor; es gibt wenige Gebirge, die so besant mit zivilisierten Bädern, Hafers und weiten Wiesen beskleidet wären; nur hier und da ein schwarzes, abgedecktes Moor mit Gruppen von Kiefern, und als besonderes Wahrzeichen der Gegend ab und zu eine verlassene Erzhütte ober ein Gang, den die Spithallen einst erschlossen, nunmehr mit Heidekraut und Windhalmen bewachsen. Es lohnt sich wohl da nicht mehr, Kupfer oder Zinn zu gewinnen; unten im Tale brennen und qualmen die Kohlenpfannen, aber hier oben ist es tot und still, und das uralte Geheimnis der Erge und Metalle überlebt seine Zeit nur noch als romantischer Dunst der Lokalgeschichte, Ferramus Pergama. Wir waren Erzgebirge, reich an Metallen. Als Kind stellte ich es mir wie den Magnetberg aus Sindbads abenteuerlicher Fahrt vor; ich dachte, es gäbe da Felsgestein, durchdrert von rötlich blühendem Kupfer und grau glühendem Zinn: nur mit dem Hammer aufschlagen und schon leuchtet ein Metallader auf. Es sieht wesentlich anders aus; sanft und grün ist es hier, Ruhe und Touristen weiden darauf.

Es ist die Gegend stiller, unheroischer Gewerbe. Schrecklich lange deutsche Dörfer gibt es hier, ein Wirtshaus neben dem anderen, und deutsche Städtchen, die einst recht wohlhabend gewesen waren und infolge dessen schon längst ihre Schönheit und Unschuld verloren haben. Hier in Albrecht zum Beispiel verfertigt man nichts als Handschuhe; man könnte da ziegeln, Lederne Handschuhe für das ganze Weltall herstellen, aber das, so scheint es, hat bereits aufgehört, seine gewinnstüchtigen Hände in Handschuhe zu stecken. In Gottesgab wieder werden nur Spitzen gekloppt. In Schönbad oder Grassitz wieder haben sich alle Leute in den Kopf gesetzt, bloß Musikinstrumente herzustellen. Ich sah dort so große und blühende Tomatone, daß ich mir nicht denken kann, wo man solche Herrlichkeiten trägt; vielleicht schmückt sich damit irgendein Negerkönig am Tage seiner Thronfeier, getränkt mit der gleichenden Würdung wie mit dem Glorienchein der Ergänzungs und dann gibt es hier Ortschaften, wo die Menschen ansehend davon leben, daß sie gegenseitig hier Ortschaften, wo die Menschen anseits Wirtshäuser besuchen; zumindest sind da keine anderen Quellen des Lebensunterhaltes zu sehen außer grünen Wiesen und der schönen Aussicht auf die tschechische und sächsische Zeite.

Neben den genannten Dingen sind das Hauptmerkmal der Gegend die Eberweiden, nichts als Eberweiden längs den Wegen: unten



Adamson auf dem Postamt

Copyright P. L. B. Bøe & Copenhagen

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 290.
Von Henry Moller.

Schwarz: Kh3, Da7, Tg8, h2, Lg2, Bd4, f2, f5, g6.



Weiß: Kg5, De4, Ta3, Ld3, f4, Bf6. (6)
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 287: Se4-d2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebier Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Sturm Heinrich, Brünn; Lohmüller Hans, Freundl Anton, König Anton, Chmiak Teo, Holfeld Otto, Schindler Robert, Hahl Erwin, sämtlich Nestersitz; Strache Karl und Strache Rudolf, Großpriesen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Richter Karl, Politz a. E.; Schöffel Anton, Schöbritz; Burkert Franz, Schünau b. Neu-Titscheln; Nitsch Rosa, Trupschitz; Billner Richard, Kleinaugezd; Hyna Josef, Hostomitz; Walter Ludwig, König Anton, Robek Franz, sämtlich Kwitkau; Triltsch Gustav, Wisterschan; Tesaf Franz, Suchel; Eichler Otto, Drakowa; Primas Josef, Ziebornik ja.

Partie Nr. 105.

Gespielt im Länderwettkampf Dänemark gegen Schweiz 1936.

Unregelmäßig.

Weiß: H. Gfeller, Schweiz. Schwarz: L. Jørgensen, Dänemark.

- | | |
|-----------|---------|
| 1. e2-e4 | d7-d6 |
| 2. d2-d4 | Sb6-d7 |
| 3. Sg1-f3 | e7-e5 |
| 4. Lf1-c4 | Lf8-e7? |

Schwarz sollte hier mit c6 in die Philidorverteidigung einlenken. Der Textzug ist ein Fehler, welcher immer einen Bauern kostet.

- | | |
|-----------|-----------------------|
| 5. Sbl-c3 | c7-c6! |
| 6. h2-h3 | Tempoverlust. Gegeben |

war dxe5, dxe5; Sg5! Lxg5 usw. und Weiß stand besser.

- | | |
|-------------|--|
| 6. --- | h7-h6 |
| 7. Lcl-e3 | Sz8-f6 |
| 8. Dd1-e2? | Die Dame steht auf d2 besser. 0-0 |
| 8. --- | b7-b5! |
| 9. g2-g4! | a7-a5! |
| 10. Lc4-b3? | Lc8-a5! |
| 11. a2-a3 | Lc8-a5! |
| 12. Sc3-b1 | Es drohte b4 mit Figurengewinn. Sf6xe4 |

12. --- Nun muß Weiß etwas unternehmen. 0-0 geht nicht wegen Qualitätsverlust; 0-0 geht ebenfalls nicht.

- | | |
|-------------|---------|
| 16. --- | b5-b4 |
| 17. De2-d1 | e5xd4 |
| 18. Sd2xe4 | d4xe3 |
| 19. Se4xf6+ | e7-f6 |
| 20. Tt2xg3 | De7-g3+ |
| 21. Ke1-d2 | Dx3-f2+ |
| 22. Kd2-c1 | La6-e2? |

Ein unbegreiflicher Zug. Einfach Dxe3+ mit folgendem Se5.

- | | |
|------------|----------|
| 23. Dd1-g1 | Df2xf3?? |
|------------|----------|

Ein grobes Versehen, durch dieses kommt Schwarz in Verluststellung.

- | | |
|------------|--|
| 24. g5xf6+ | Und nun kommt Weiß zu Worte und entscheidet die Partie in wenigen Zügen zu seinem Gunsten. |
|------------|--|

- | | |
|------------|-------------------|
| 24. --- | Df3-g1 |
| 25. h3xg4 | Sd7xf6 |
| 26. Dg1-h2 | Schwarz gibt auf. |

fehlt mit zusammengebängten Kronen, damit sie besser dem Bergwind standhalten, und bunt durch die roten Trauben der Vogelbeeren wie große Sträuße aus Korallen; und dann etwas beinahe unaussprechliches — wie es nennen? Etwas wie Sehnsucht oder Spannung, etwas wie das Gefühl, daß man sich am äußersten Ende der Welt befindet. — Nun ja, hier geht es ununterbrochen längs der Grenze; und jedes Grenzland hat sein Paradies, dessen man sich schwer erwehren kann.

(Deutsch von Julius Mader.)

Zwei Sprüche

Der Expositionspark in Los Angeles ist ein Weltkulturzentrum ersten Ranges. Er birgt in dem Museum die großen Schätze, die in Los Angeles aus den Abfallhumpfen gehoben wurden, während Europa in den Weltkrieg zog: Geleitet und Geleitetteile von 2000 Säbelträgern, von vielen Mammuths, Elefanten, Löwen, Kammeelen, Biberwölfen, Bären, die Hollywood vor 40.000 Jahren bevölkert haben; hier ist das große Stadion mit 80.000 Sitzplätzen, hier das große Schwimmbassin, die vielen Sport- und Spielplätze, aber auch ein Mojarium, das zehntausend Rosenstöcke birgt und dank dem Klima das ganze Jahr über blüht. Die Treppe, die zu diesem tiefer gelegenen Parteil führt, ist von zwei Lampenposten flankiert. Auf dem Sockel des einen steht:

„Blumen sind die Poesie der Erde, wie die Sterne die Poesie des Himmels“

und auf dem anderen:

„Der Garten ist die Fortsetzung des Hauses außerhalb des Tores.“

Trotzdem gibt es viele, die von den nuchternen Amerikanern sprechen.

Arktische Tomaten

„Magazine Digest“ gibt in einem Auszug einen sehr lesenswerten Aufsatz wieder, in dem von den ungeheuren Schätzen erzählt ist, die die russische Forstung auf der Halbinsel

Kola im äußersten Norden des Reiches entdeckt hat. In großen Lagern wurden zwei Minerale: Nephelin und Apatite entdeckt und sie werden nun, Nephelin für die Aluminiumgewinnung und Apatite als hervorragendes Düngemittel, nutzbar gemacht. Wie, das sagt eine Zahl. Bis 1930 mußte Rußland Apatite aus Norwolle einführen. 1934 konnte es schon 200 Schiffsladungen nach England, Belgien, Deutschland und nach den Vereinigten Staaten ausführen. Aber weit seltsamer klingt die Nachricht, daß die agronomischen Versuche, die Rußland unternahm, dahin führten, daß die Weizenlinie bis zu 66 Grad 44' N. vorgehoben werden konnte, daß aber auch Tomaten, Erdbeeren und Rosen dem Klima angepaßt werden konnten. 1934 erntete diese nördlichste Agrarstation 44 Tonnen Tomaten. Ein Feld von Zuckerrüben bei Khibini ergab eine Ernte von 26.400 Pfund für den Acker, und die Kartoffelernte ergab 9000 Pfund für den Acker. Die Tomaten reifen eher als in dem 800 Meilen weiter südlich liegenden Leningrad. Die Ernte von Khibini wird jedes Jahr mittels Aeroplanen nach dem Hochland von Pamir gebracht, nach Kamtschatka, Jakouti und der Insel Sachalin.

Wissenschaftliches Kaleidoskop

Bevor die Chinesen mit Pinsel und Tusche malten, schrieben sie mit gepigsten Rohren und entwickelten dabei sogar ein System, das den modernen Füllfederhaltern ähnelt.

Im Trezor einer amerikanischen Glühlampenfabrik befindet sich die Patenterkunde für eine ewige Glühbirne, die so widerstandsfähig ist, daß sie 30 Jahre mit gleichbleibender Helligkeit bei gleichbleibendem Stromverbrauch brennen könnte. Diese Lampe wird nicht hergestellt, weil nach ihrer allgemeinen Einführung der Absatz stark zurückgehen würde.

Bei vierzig Infektionskrankheiten ist nachgewiesen worden, daß sie durch die Staubflüge auf Menschen übertragen werden können.